

Arbeit MEINONGS „Über die Bedeutung des WEBERSchen Gesetzes“ im XI. Bd. *dieser Zeitschrift* eine allerdings zum großen Teil indirekte Kritik erfahren haben.

Nach einer kurzen, übrigens auch schon von MEINONG besprochenen Behandlung der Prinzipienfrage, ob eine mathematische Formulierung der zwischen Reiz und Empfindung bestehenden gesetzmäßigen Beziehung überhaupt möglich sei, worauf D. im Gegensatz zu F. A. MÜLLER und ELSAS im bejahenden Sinne antwortet, führt die Untersuchung über die Berechtigung der vorher gemachten Annahme, daß „gleichmerklichen Reizunterschieden gleiche Empfindungsunterschiede entsprechen“ auf das Hauptthema des zweiten Teiles, nämlich auf die Diskussion der drei Deutungen des psychophysischen Gesetzes und deren Begründung. Das Ergebnis, zu dem die ziemlich eingehende Kritik der für jede der drei Annahmen vorgebrachten Argumente führt, ist ein völlig negatives; keines von ihnen erweist sich als ausschlaggebend.

WITASEK (Graz).

J. MARK BALDWIN. **A. New Factor in Evolution.** *Amer. Naturalist.* Bd. 30. S. 442—451 und 536—553.

Die „Natürliche Zuchtwahl“ als Prinzip der phylogenetischen Entwicklung hat einen ausgesprochen negativen Sinn. Sie besagt nur daß nicht dauernd lebensfähige Organismenformen ausgemerzt werden erklärt aber nicht, warum denn die übrigen im Kampfe ums Dasein bestehen bleiben. Verfasser stellt daher diesem negativen Entwicklungsfaktor einen positiven gegenüber, die organische Selektion. Sie befähigt das Individuum, sich mit seiner Umgebung abzufinden, sich ihr und sie sich anzupassen. Das hauptsächliche Wirkungsfeld der organischen Selektion ist die Ontogenese. Verfasser unterscheidet drei Arten von Adaptationsbeziehungen zwischen Einzelwesen und Außenwelt. Einmal wirkt die Außenwelt durch verschiedene Reize auf das Nervensystem, welche bei häufiger gleichartiger Wiederholung bleibende anatomisch-physiologische Veränderungen hinterlassen. Dann kommt aber auch die spontane Thätigkeit der lebenden Substanz in Betracht, und vor allem ist die bewußte Intelligenz ein wichtiges Agens für die verschiedensten Adaptationen. Um ein Beispiel zu bringen, erinnert Verfasser daran, wie das Kind schreiben lernt. Durch zufälliges Herausfinden der zum Schreiben zweckmäßigen Fingerbewegungen aus der Unzahl der überhaupt möglichen Fingerstellungen geschieht dies gewiß nicht. Auch der bloße Wille dazu genügt keineswegs; es wird vielmehr so lange versucht, durch Kombinationen und Variationen schon bekannter Bewegungen die gewollte Bewegung zu erzielen, bis dies nach vielen Fehlern und Übungen gelingt. Oft geübte Thätigkeiten werden nur in ihren Grundzügen vererbt, so daß noch Spielraum für Abänderungen seitens der nächsten Generation übrig bleibt. Die Fähigkeit der jüngeren Individuen, durch Nachahmung und Unterricht von den älteren zu lernen, bezeichnet Verfasser als soziale Vererbung im Gegensatz zur physischen.

SCHAEFER (Rostock).